

## Else.

(Nachdruck verboten.)

2] Von Alexander L. Kielland.

Aus dem Norwegischen von Leo Bloch.

In der Arche hatte man mehr Angst vor ihr als selbst vor Madam Spädbom, und sogar die mutigsten von der Bande gingen auf Zehen, wenn sie Fräulein Falbes Treppenabstap passierten.

Es war übrigens eine umständliche, alte, knarrende Treppe, die sich mit ihren vielen Abstapen gute Zeit ließ; aber zum Schluß wurde sie steil wie eine Leiter. Es gehörte zu Flohs Lieblingsvergünstigungen, auf dem Geländer von ganz oben bis ganz herunter zu rutschen, mit einem kleinen Hops auf jedem Abstap, das heißt, wenn Fräulein Falbe in ihrer Schule war.

Uebrigens war das Fräulein immer freundlich zu Floh — auf ihre etwas strenge Art. Am Abend, wenn Madame Spädbom mit ihrer Praxis beschäftigt war, saß Else oben in der Stube bei Falbes und las oder besah Bilder, während das Fräulein Aufsätze korrigierte. Kam dann Christian heim, so warf die Schwester einen schnellen Blick auf ihn, und je nachdem derselbe ansah, wurde Else himtergeschickt oder aufgefodert, zu bleiben.

Dann konnte Christian sich hinsetzen und mit ihr scherzen oder Dame spielen, und Fräulein Falbe sah mit ihrem netten Lächeln von ihren Aufsätzen auf, wenn sie recht herzlich über einander lachten.

Trotzdem amüsierte Floh sich noch besser oben auf dem Boden bei der Bande. Ein eigenes, geheimnisvolles Dunkel war da oben über all den wunderlichen Winkeln und kleinen Böckern ausgebreitet. Außerdem wußte man nie, wer eigentlich da wohnte, denn die Gesellschaft wechselte beständig. Bald waren es bloß zwei, drei von den festen Mietern, bald konnte es in jedem Winkel von Menschen wimmeln — meistens von Männern, welche schliefen, Karten spielten, tranken oder die Köpfe zusammensteckten und zischelten.

Die Hauptperson auf dem Boden war die „Senepuppe“, ein großes, starkes Frauenzimmer mit dunklem Haar, kleinen Augen und einer ungewöhnlich dicken Unterlippe.

Sie mietete alle Räume hier oben im Ramsch von Madam Spädbom, was für Madam sehr bequem war. Aber sonst war das Verhältnis zwischen den beiden Damen nicht ohne Reibungen, denn die Bande war durch Musik und Lärm und dergleichen eine große Störung für das Haus; überdies brachte sie die Arche in der ganzen Stadt in schlechten Ruf.

Aber es mochte nun gehen, wie es wollte, Senepuppe ließ sich nicht vertreiben. Oft hatte Madam ihr gekündigt, und ein paarmal war Senepuppe auch gegangen. Aber nach kurzer Zeit trat eine Versöhnung ein, und sie lebte zur Arche zurück — „ganz wie die Taube mit dem Ölblatt“ — wie sich der alte Schirmmeister ausdrückte.

Der alte Schirmmeister war ein versoffener deutscher Musikant, welcher vor vielen Jahren mit einem herumreisenden Orchester hier heraufgenommen war. Im Anfang ging es ihm gut. Er spielte recht hübsch Violine und war auch sonst im Stande, jedenfalls ganz respektabel auf fast allen möglichen Instrumenten zu spielen.

Er bekam deshalb Empfehlungen an die besten Häuser. Aber nach und nach kam er außer Mode; das Trinken nahm überhand, und schließlich that er seine Lumpen zusammen mit seinem ehemaligen Dienstmädchen Lene, welche er „meine Puppe“ zu nennen pflegte. Davon bekam sie im Volksmund den Kosenamen: Senepuppe.

Jetzt war der alte Künstler darauf reduziert, vom Notenschreiben und von Senepuppens Gnade zu leben. Unter dem schrägen Dach stand sein altes Klavier, welches als Tisch zum Notenschreiben, Essen und Trinken diente, und ganz hinten an der Wand stand der Violinkasten, verborgen, verstaubt und vergessen.

Wenn Else mit dem alten Schirmmeister allein war, konnte sie ihn dazu bekommen, zu spielen; aber das war nicht oft. Denn der alte Musikant war so weit gekommen, daß es ihm weh that, Musik zu hören. Dazu mußte er meist etwas be-

trunken sein; aber dann konnte er spielen, daß das alte Klavier seufzte und weinte, und Floh saß atemlos auf dem Bettrand und weinte mit.

So lange er etwas zu trinken hatte, spielte er weiter, indem er teils sang, teils ihr erklärte, was er spielte; und so kam er dazu, seine Jugend zu schildern, voll von Hoffnung und Musik und Lustigkeit; wie er „Commercs mit den Göttinger Studenten“ gespielt hat und wie der große Spöhr einmal seine Hand auf seinen Kopf gelegt hat und gesagt: „Er wird es weit bringen.“

Und der alte Schirmmeister warf seine hellblonde Perrücke fort, damit sie den Kopf selbst sehen sollte, auf welchem die Hand des großen Meisters geruht hatte.

„Ja — ja — er hat es auch weit gebracht — der alte Schweinigel!“ sagte er darauf zu sich selbst und sah sich in seiner Dachkammer um, nahm einen Schluck und spielte weiter.

Und Floh hörte zu und sah alle möglichen wunderlichen Dinge. Und strahlende Bilder breiteten sich vor ihr aus: gepuderte Damen und Herren, Licht, Musik, Rosen, Wagen und schimmernde Kasse, Bräute in weißem Atlas — und wieder Rosen, deren Duft sie kannte.

An einem Sommerabend — das Dachfenster stand offen und das Licht der untergehenden Sonne fiel rötlich auf den kleinen Musikanten, der dazuh und — eine Flasche neben sich — Else vorspielte.

Seine Augen waren feucht vom Trinken und von Nahrung, während er sanft und auf die altmodische zarte Weise ein Adagio aus Mozarts Sonaten vortrug. Das war eine besondere Aufmerksamkeit für Floh. Denn sonst war er nicht dazu zu bekommen, die alten Klavier zu spielen, was man ihm auch bieten mochte.

Aber er hatte gemerkt, daß Else ihm folgen konnte. Und wenn er sah, wie er sie nach der Musik leiten konnte, so daß die klaren Augen bald voll Thränen standen, bald sich vor einer Offenbarung öffneten, da seufzte das alte Braut: „Sie wird es auch weit bringen.“

Draußen auf dem Boden ließ sich ein seltsames Gepolter hören, und jemand riß an der Thüre.

„Tra — tra — tra! — der Trommel ist da!“ rief Schirmmeister und schlug in einen lustigen Marsch um.

Die Thüre ging auf und herein kam, eine Trommel auf dem Leib, ein langer, dünner Mürsch in blauem Uniformrock mit langen Schößen. Darauf folgte ein großer, dicker Mann mit einer Flöte unter dem Arm.

Man brauchte bloß seine Unterlippe zu sehen, um sofort zu merken, daß er Senepuppens Bruder war. Aber war das nun die Schuld der Flöte, oder lag es in seinem Temperament — seine Lippe war viel dicker und hing doppelt so weit herunter.

Diese Person war ihrer Zeit Defonom am städtischen Arbeitshaus gewesen, war aber verabschiedet worden und jetzt lebte er in der Pension seiner Schwester, wie er sagte. Soweit man beurteilen konnte, stiftete er nichts Gutes, da er kann etwas anders that als trinken, Flöte spielen und Besorgungen für seine Schwester machen.

Es war indessen etwas Geheimnisvolles um diese Besorgungen, welche immer im Dunkeln vorgenommen wurden. Der lange, zweireihige Rock des Defonom war eigentümlich ausgestopft, wenn er ausging; aber wenn er — verhältnismäßig schlant — zurückkam, warf die Schwester sich wie ein Habicht auf ihn, ehe ein anderer ihn zu fassen bekam: denn es war bei der Bande die allgemeine Meinung, daß er nach solchen Expeditionen Geld nach Hause brachte.

Floh kannte sowohl den Defonom als auch Jörgen Lambour sehr gut; sie erhob sich schnell und machte Platz für sie, so gut es sich machen ließ.

Jörgen Lambour brachte zu dem Konzert zwei Flaschen Bier und einen Pegel Brantwein mit. Der Defonom blinzelte geheimnisvoll und sagte: „er hätte einen Voten gefandt“, was er immer sagte. Dem Mensch wußte, was das für ein Vote war, auch nicht, wohin er gefandt worden war; aber alle wußten, daß er niemals zurückkommen würde.

Der alte Schirmmeister warf inzwischen einen gering-schätigen Blick auf die Trinkwaren und erklärte, daß er heute nicht spielen wollte.

„Befehl von Venepuppe!“ sagte Jörgen Tambour mit militärischer Kürze, und zu gleicher Zeit steckte sie selbst den Kopf in die Thür und sagte in einem ungewöhnlich sanften Ton: „Nun! spielt Ihr nicht? vielleicht würde es etwas Erntbares geben?“

„Ei, eil scheint die liebe Sonne heute?“ rief der Schirmmeister, und der Dekonom nickte und pukte mit einem rotgewürfelten Schnupftuch die Klappen an seinem Instrument, während Jörgen Tambour behutsam den Brantwein in seine Brusttasche und die beiden Bierflaschen tief in seine langen Rockschöße steckte; wenn Venepuppe traktieren wollte, konnte er das Seinige auf ein andermal versparen.

Das Konzert begann mit einem Rondo grazioso von Fürstenau. Der Dekonom hatte in seiner Jugend wirklich Fürstenau spielen können. Aber mit den Jahren hatte sich gleichsam ein Schleier von Spucke über sein Spiel gelegt, und die Finger waren so dick und steif geworden, daß er sie geradeaus hielt, wenn er spielte.

Jörgen Tambour führt seine Partie mit Geschmaack und Diskretion aus, indem er mit gedämpften Wirbeln verdeckte, wenn die Triller und Läufe des Dekonom eitel Spucke und Wind wurden. Aber der alte Schirmmeister begleitete nach seinem eigenen Kopf.

Es mußte ziemlich weit mit ihm gekommen sein, wenn er an diesen Trios teilnahm; und während dessen spielte er in seinem Gram und seiner Schande eine so wilde Begleitung, daß der selige Fürstenau sein friedliches Rondo grazioso gewiß kaum wiedererkannt haben würde.

Als sie gut im Gang waren, horchte Venepuppe an der Thür, und einen Augenblick danach kamen ein paar junge Menschen hinein; sie sahen wie Handwerksburschen aus oder etwas dergleichen. Der eine war einäugig, und Floh mußte, daß er Blechschmied war; der andere dagegen war ein neuer junger Bursche, der sich sofort darein stürzte, ihr den Hof zu machen. Else wollte lieber in Frieden sitzen und auf die Musik hören, die sie wunderschön fand; aber übrigens war sie so daran gewöhnt, daß das Mannsboll hier oben sie kniff und liebenswürdig war, daß sie sich nicht weiter stören ließ.

Venepuppe kam nun auch selbst hinein und schloß die Thür hinter sich; und zu gleicher Zeit mit ihr, fast als ob er unter ihrer Schürze hervorkam, zeigte sich noch eine Person, so daß es ziemlich eng in dem kleinen Raum wurde.

Es war ein kleiner, blasser Mann; Floh hatte ihn neulich schon einmal hier oben gesehen und davon den Eindruck gehabt, als ob es eine wichtige Person wäre.

Indem er sich nun auf einen Schemel dicht neben die Wirtin setzte, ließen seine kleinen, wasserblauen Augen in alle Winkel, über alle Personen, hinaus durchs Dachfenster und endeten innen an der Thür, wo der Riegel vorgehoben und der Schlüssel umgedreht war.

Sein Gesicht war mager und blaß, als ob er lange im Dunkeln gelebt hätte; die Haare waren hellrot, fast weiß und kurzgeschritten, mit großen Ecken an den Schläfen. Seine Hände waren heller, als die der anderen; aber sie kamen selten vor, denn er benutzte sie, um darauf zu sitzen.

Floh mußte jeden Augenblick nach ihm hinschauen: er hatte ein so wunderliches Gesicht; aber das allwunderlichste war, daß er jedes Mal, wenn sie nach ihm hinsah, ein neues hatte. Und als er ihr Erstaunen merkte, fing er an Grimassen zu schneiden, und schließlich setzte er sich ein garstiges Gesicht auf, daß Floh einen kleinen Schrei ausstieß und sich erheben wollte.

Aber da lachte er still, lautlos und zeigte seine gelben Zähne. Darauf entstand ein Flüstern zwischen ihm und Venepuppe; verschiedene Dinge, welche Floh nicht sehen konnte, gingen unter dem Tisch von Hand zu Hand; der Blechschmied und der andere junge Mann wurden auch in die heimliche Unterredung hineingezogen. Aber wenn die Musik innehielt, sprach Venepuppe ihm aufmunternd zu, und die Künstler erquickten sich in aller Eile und spielten weiter.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus

### Dem Museum für Völkerkunde.

(Die Baehlersche Sammlung peruanischer Altertümer.)

Nach langen Verhandlungen über ihren Ankauf ist nun endlich vor kurzem im Museum für Völkerkunde die Baehlersche altperuanische Sammlung der Beschäftigung durch das Publikum freigegeben worden.

Die peruanische Abteilung des Museums, die bekanntlich auch die Sammlungen Macedo und Centeno, sowie die durch die Herren Reitz und Stübel auf dem Totenfelde von Ancon zu Tage geförderten Gegenstände umfaßt, hat dadurch eine höchst wertvolle Bereicherung erfahren. Das Berliner Museum rivalisiert jetzt auf diesem Specialgebiet nicht nur mit den Museen in Paris, Madrid und Washington, sondern übertrifft sie noch an Reichhaltigkeit. Leider nur hat die neue Sammlung nicht neben den älteren Aufstellungen gefunden. Sie ist im Saal V des Erdgeschosses (hinter dem Schliemann-Saal) untergebracht worden, während die Macedonische sowie die Reitz-Stübelsche Sammlung in den Sälen V und VI des ersten Stocks geblieben ist, und die Centenosche Sammlung mit ihren prächtigen Thongefäßen aus der eigentlichen Inka-Region verlassen auf der Galerie des Lichthofes steht. Diese Leistung der sich gegenseitig ergänzenden Sammlungen ist im Interesse der Leberfähigkeit sehr zu bedauern. Vielleicht entschließt sich die Direktion des Museums doch noch nachträglich, den Parterresaal V von den peruanischen, turkestanischen, sibirischen Sammlungen ganz räumen zu lassen und dafür die peruanischen Altertümer hermiterzuziehen, um so mehr als ohnehin die Reitz-Stübelschen Gräberfunde auf ihrem jetzigen Platz schlecht zur Geltung kommen. Auch die baldige Mitnahme der Baehlerschen Sammlung in den Katalog würde sicherlich von den Besuchern des Museums, die sich für die Vorgeschichte Amerikas interessieren, mit Befriedigung begrüßt werden.

Die Baehlersche Sammlung umfaßt Erzeugnisse aller Industriezweige Altperus. Thongefäße der verschiedensten Art, Gold-, Silber- und Bronzearbeiten, Gewebe, Federverzierungen, Waffen, Haus- und Ackergeräte, Holz- und Muschelarbeiten: alles ist in zahlreichen Variationen vorhanden und bietet dem Beschauer ein anschauliches Bild des Kulturstandes, den lange vor der spanischen Eroberung Perus seine Bewohner erreicht hatten. Besonders waren es zwei Völkergestalten, die in stetigem Ringen nach höheren Lebensformen eine Höhe der kulturellen Entwicklung erlangt hatten, welche die spanischen Eindringlinge in Erstaunen setzte und sie zu jenen mächtigen Berichten begeisterte, deren Nachwirkungen selbst heute noch nicht aus der ethnologischen Litteratur verschwinden wollen. Im Innern des Landes, auf dem Hochland zwischen den Gebirgsletten der Anden waren es die südlichen Aethschuastämme, unter ihnen als bedeutendster der Inkastamm im Uzcotthal; an der Küste, von Lambaheque südwärts bis zum Jeasufu hinab war es der Sprachstamm der Yuntas, dessen Hauptzweig, die Chimu (sprich Tschimu), seinen Sitz in der Gegend des heutigen Trujillo hatte. Ursprünglich waren die Yuntas völlig unabhängig von den Inkas; auch zwischen ihnen selbst bestand kein fester Zusammenhang. Jeder Stamm regierte sich nach seinem eigenen Belieben und Herkommen. Das hat die Entstehung verschiedener einzelner Kulturcentren in den Küstenthälern an der Küste begünstigt, es hat aber auch später den Inkas ermöglicht, die Yuntas verhältnismäßig leicht zu besiegen und deren reiche Gebiete ihrer Herrschaft einzuverleiben. Als Pizarro 1531 in Peru eintraf, stand die einst so stolze Yunta-Kultur schon im Verfall. Die alten Städtequartiere lagen teilweise in Ruinen, die Kanäle zur Bewässerung der Feld- und Gartenanlagen waren zerfallen, überall Müllhaufen, Siechtum und Ausföhung.

Aus dieser Küstenregion stammen zumeist die ausgestellten Gegenstände der Baehlerschen Sammlung. Zum großen Teil sind es sogenannte „Gräberfunde“, Iltensilien, die aus den großen Hügelgräbern, den Huacas (sprich Whäkas) der Yuntas stammen. Wie so manche anderen Völker liebten es nämlich auch die Yuntas, ihren Toten allerlei Gegenstände, an welche deren Herz zu Lebzeiten gehangen hatte, mit ins Grab zu geben.

Betrifft man den Saal V durch den Eingang vom Schliemann-Saal, stößt man zunächst auf drei Doppelschränke mit roten und schwarzen Thongefäßen aus den Gegenden von Chepen, San Pedro, Lambaheque, Chichlayo, Guadalupe Pacamayo, Trujillo und Chimibote. Die Gefäße sind mit der Hand gearbeitet, meist sorgfältig geglättet und mit Farben bemalt. Wie sich bei näherer Betrachtung zeigt, hat bei verschiedenen die Bemalung schon vor dem Brennen stattgefunden. Hervorragend sind die zum Teil mit geometrischen Ornamenten verzierten Thonwaren aus Trujillo. Während die aus den nördlicheren Küstengegenden stammenden Gefäße vielfach mit Tierköpfen geschmückt oder direkt Tierformen nachgebildet sind, überwiegt bei den Funden aus Trujillo die Darstellung von Menschenköpfen und Figuren, die durchweg mit Naturtreue, manchmal allerdings etwas karikiert, den Typus der dortigen indianischen Bevölkerung wiedergeben. Doch finden sich in der Sammlung auch einige Köpfe mit dem Aethschuastypus, darunter auf der Rückseite des ersten Schrankes, dritt-unterstes Brett, links, die gelungenste Nachbildung eines Inka-Kopfes. Als solchen charakterisiert ihn, ganz abgesehen von der Gesichtsform, schon jene eigentümliche Ausweitung der Ohrklappen, die den Inkas von den spanischen Conquistadoren den Namen „Orejones“ (d. h. Groß-Ohren) eingetragen hat. Bei dieser Ausweitung der Ohren durch Gehänge mit der Verzierung der ausgeweiteten Ohrklappen durch Scheibenplättchen verleiht, wie sie eine Reihe Figuren in dem gegenüberstehenden Schrank mit Thongefäßen aus Chimibote veranschaulicht, erkennt auf den ersten Blick den Unterschied. Ueber der Stirn der dargestellten Menschenköpfe befinden sich mehrfach kleine Tierköpfe angebracht, wahrscheinlich Hindeutungen auf das Totem- beziehungsweise Wappentier des Geschlechts. Gleich den nordamerikanischen Indianerstämmen waren auch die peruanischen Stämme in Geschlechterverbände (in der Aethschuasprache *Kyllus* oder

Basitacas, d. h. Hundertschaften genannt) gespalten, von denen viele Tiere als Geschlechtsabzeichen führten.

Auch die Thongefäße aus Chimboté gehören zu den besseren der ausgestellten Sammlung, doch tritt hier wieder mehr die Tierform hervor — Darstellungen von Kröten, Lamas, Wisamischweinen, Schlangen zc. Zwei interessante Gegenstände der Kollektion sind die beiden aus Thon geformten Nämmergefäße auf dem untersten Bord des zweiten Doppelschranks. Wie mit Sicherheit angenommen werden darf, sogenannte „Canopas“, d. h. Darstellungen von Haus- und Familiengöttern.

Mehrere kleinere derartige Canopas befinden sich unten im großen Längschrant, links, neben Steingefäßen zum Zerstoßen des Maises. Ueber ihnen ist eine Kollektion peruanischer Silberwaren ausgebreitet: Stirnbinden, Becher, Hirsaten, Spangen zc. Fast alle Gegenstände sind geschmiedet. Eine gewisse technische Fertigkeit kommt entschieden in ihnen zum Ausdruck, aber den feinen gegossenen, gelöteten und dann mit der Hand nachgeputzten Silber- und Bronzefiguren aus dem Cuzco-Gebiet, wie sie die Centenosche Sammlung (obere Galerie des Lichthofes) enthält, stehen sie, was künstlerische Vollendung anbelangt, bei weitem nach.

Die anderen Fächer dieser Seite des großen Längschrants füllt eine reiche Sammlung von Mumien, Schädeln und Grabbeigaben. Die Bestattungsart war in den einzelnen Gegenden Perus sehr verschieden, je nach den besonderen klimatischen und orographischen Verhältnissen. In den Gebirgsgegenden der Anden wurden die Leichen vielfach in natürlichen oder künstlichen Höhlen- oder Gräbern beigesetzt, auf dem Hochland Südperus, bei den Stämmen der Collas (sprich Kol-jas), errichtete man Weinhäuser (Türme), und die Juntas an der nördlichen Küste bestatteten ihre Toten in sogenannten „Huacas“ (sprich Wä-los), großen mit Gängen und kleinen Gewölben oder Kammern versehenen Grabhügeln. Die ausgestellten Mumien gehören dieser letzteren Region an. Der einbalsamierte Tote wurde hier in hodender Stellung beigesetzt, die Arme hochgezogen, und die Arme entweder um die Knie geschlagen, oder die Ellbogen auf die Knie gestützt und die Hände zu beiden Seiten an den Kopf gelehnt. Nachdem die Leiche in diese Lage gebracht war, schmückte man sie feil in Zeug und Stoffe verschiedener Farbe ein, und setzte häufig auf den so entstandenen Ballen einen künstlichen, aus Holz oder Zeug verfertigten Kopf. Bei den Mumien der Baeflerischen Sammlung ist diese hodende Stellung nicht zu erkennen, wohl aber bei den teilweise halbgeöffneten Mumienballen der Reich und Stübelschen Sammlung im Saal VI des ersten Stockes (speziell Schrank 109 und 115).

(Schluß folgt.)

## Kleines Feuilleton.

### Redivivus Heine.

Das ist der Heinrich Heine —  
Der lauscht aus Grabesruh  
Dem Jubel aus seinem Steine  
Und lächelt eigen dazu.

„Nun kommt das neue Jahrhundert,  
Nun bin ich Jubilar,  
Geföhrend werd' ich bewundert,  
In Marmor gehauen wohl gar.

Ja ja, so geht's! Im Duftern  
Lagern die Dichter, wie Wein —  
Ihm endlich von euch Philistern  
Klassisch gepriesen zu sein.

Ich tadle nicht, daß ihr dem toten  
Poeten den Lorbeer gebt;  
Was aber habt ihr geboten  
Dem Heine, der immer noch lebt?

Der redivivus Heine  
Geht droben im Tageslicht  
Leibhaftig durch eure Gemeine;  
Ihr aber kennt ihn nicht.

Er träumt im Siebelsübchen,  
Ihn hungert nach Seelen und Brot;  
Seufzend sitzt sein Liebchen  
Am Bett, die treue Frau Not.

Immer noch weigert dem Dichter  
Der Onkel in Hamburg den Pimp;  
Das saubre Lumpengelächter  
Bist: „Heinrich ist halt ein Lump!“

Immer noch heulen die Hezer:  
„Wie unerhört moquant!  
Auf, steinigen wir den Kezer  
Hinaus zum teutschen Land!“

Nun gähnt dein giftiger Nachen,  
Moderne Matrapengruft,  
Und ersticht erlösendes Lachen  
Mit Krankenstubenluft!“ —

So philosophiert der Heine  
In seiner Grabesruh.  
Sie jubeln ob seinem Steine;  
Er lächelt eigen dazu.

Bruno Wille.

— Mineralgewinnung auf Madagaskar. In seinem letzten Jahresbericht über Handel und Gewerbe auf Madagaskar kommt der britische Vicekonsul F. W. Turner auch auf die Mineralgewinnung auf der Insel zu sprechen. Der „Prometheus“ entnimmt seinem Bericht folgendes: Unter den gewonnenen Mineralien wiegt das Gold bei weitem vor. Es wurde vor etwa 14 Jahren zuerst in Imerina gefunden und seitdem bis zur Occupation des Landes durch die Franzosen in bedeutenden Mengen in den Handel gebracht, obwohl die Befehlgebung der Hova das unberechtigte Goldsuchen bei den Eingeborenen mit langer Gefängnis- und Kettenstrafe ahndete und den Europäern das Schürfen einfach verbot. Die Hauptausfuhrorte für Gold waren Majunga an der Westküste und Mananjary und Tamatave im Osten. Das über Tamatave exportierte Gold wurde vorzugsweise in der Landeshauptstadt angelauft, wo ein zwar geheimer, aber lebhafter Handel mit Goldstaub blühte. Trotz hoher Strafen, die für die Eingeborenen auf dem Goldhandel standen, gingen im

Durchschnitt monatlich sicher über 57 Kilogramm Goldstaub aus der Hauptstadt nach Tamatave zur Ausfuhr. Der gemeinsame Goldexport über Mananjary und Majunga ist wahrscheinlich noch größer, gar nicht zu reden vom Goldstaube, den die arabisch-indischen Händler über die weniger bekannten Häfen der südwestlichen Küsten ausfuhrten. Für eine genaue Bestimmung fehlt es an jeder sicheren Grundlage. Alluvialgold wird in mehr oder weniger abbaubarer Menge fast überall auf Madagaskar gefunden, doch ist auf ansteigende Goldgrube noch nicht ernstlich geschürft. Seiner Zeit waren Goldgräber ins Land gekommen, die auf der Insel ein Dorado zu finden hofften, und die geblühte Occupation der Insel führte einen Strom englisch redender Goldgräber heran; nach 6—8 Monaten aber folgte eine massenhafte Rückwanderung. Die Vergesellschaftung war den Unternehmungen der britischen, australischen, amerikanischen und südafrikanischen Goldgräber nicht günstig und scheute in Verbindung mit dem Aufstande, der das Schürfen im Innern unmöglich machte, die fremden Arbeitskräfte aus dem Lande. Jetzt dürfte kaum ein Duzend britischer und amerikanischer Goldsucher auf der Insel sein, und diese stehen im Dienste französischer Gesellschaften. Ein Schürfschein kostet 20 M. und giebt das Recht, auf Grund einer Nutzung die Verleihung eines Grubenfeldes von 2000 Hektar zu beanspruchen. Jeder kann zehn solcher Grubenfelder fordern, doch müssen sie 25 Kilometer unter einander entfernt liegen. Mit der Verleihung erhält der Nutzer für das Feld das alleinige Bergbaurecht, mit dem jedoch kein Betriebszwang verbunden ist, sondern er behält dieses Recht, ohne einen Betrieb zu eröffnen, so lange, als er jährlich eine Abgabe von 20 Mark entrichtet. Auf diese Weise ist fast halb Madagaskar abgesteckt und sind bereits über 575 000 Hektar fest verliehen und dem freien Wettbewerb entzogen. Dabei ist die Zahl der wirklich in Betrieb befindlichen Gesellschaften im Verhältnis zum verliehenen Areal recht gering. Wird ein Feld in Betrieb genommen, dann wird es in Streifen von 1000 Meter Länge und 250 Meter Breite zerlegt, für die an die Behörden eine monatliche Betriebsabgabe von 28 M. zu entrichten ist. Ein Goldausfuhr-Zoll existiert nicht, doch muß das Gold nachweislich von einem genehmigten Betriebe stammen. Der Goldhandel-Schein kostet 35 000 M. Außer Gold sind bereits Eisen, Kupfer, Silber und Blei gefunden. Außerdem sind Zimmerze nachgewiesen, werden aber noch nicht gewonnen. Auch Diamanten sollen an einigen Stellen vorkommen. Daneben sind bis jetzt unbedeutende Funde von Rubin und Halb-Edelsteinen, wie Topas, Amethyst u. a. gemacht.

### Litterarisches.

— Drei Bilderbücher liegen uns vor. Bei J. G. W. Diez Nachf. in Stuttgart ist nach mehrjähriger Pause wieder ein „Bilderbuch für große und kleine Kinder“ (Ausgabe 1900) erschienen. Es enthält eine ganze Reihe farbiger Bilder, darunter die Reproduktion eines Aquarells von August Specht „Eise bei ihren Lieblingen“, das durch ein längeres Gedicht näher erläutert wird, und von demselben Künstler zwei Bilder aus dem Erleben in derselben Ausführung: „Reher und Falke“ und „Ziel und Ringelwatter“ im Kampf, die beide auch durch Aufsätze erläutert werden; ferner hat H. G. Jensch eine farbige Illustration zu einer kurzen Geschichte „Am Weihnachtsabend“ geliefert, und J. E. Dolleschal stellt in vier bunten Blättern Szenen aus dem Leben der Kinder in den vier Jahreszeiten dar. Der Textteil enthält außer den bereits erwähnten Arbeiten und anderen Gedichten und Erzählungen in einem Anhange Wilhelm Hauffs Märchen „Das kalte Herz“, das von O. E. Lau illustriert ist. Das Bilderbuch ist durch jede Partei-Zeitungsredaktion sowie von sämtlichen Kolporturen zum Preise von 75 Pfennigen zu beziehen.

— Einen beachtenswerten Versuch, auch die moderne Litteratur für Kinderbücher nutzbar zu machen und im modernen Sinne schaffende Künstler zur Illustration heranzuziehen, hat Ernst Brausewetter in dem von ihm bei Schaffstein u. Co. in Köln a. Rh. herausgegebenen „Recht Ruprecht, Kinder-Weihnachtsblatt“ gemacht. Unter den litterarischen Mitarbeitern befinden sich Richard Dehmel mit Kinderliedern, Gustav Falke, Casar Fleischlen, Detlev von Liliencron, Jakob Wassermann u. a. Illustrationen, Text- und Randzeichnungen, zum Teil farbig, haben u. a. J. D. Engl, Fidus, Genzmer, Grottemeyer, Th. Heine, Münzer geliefert. Auch zwei Kompositionen von Kinderliedern von Hans Hermann und E. Gumpert sind beigegeben. Der Preis beträgt 2 M. — J. Staubs Bilderbuch, das als Anschauungsunterricht für Kinder gedacht ist, erscheint bei Künzli in Zürich in vier Heften mit zusammen 50 Doppeltafeln in Farbenbrud und einem Anfang von Liedern, Erzählungen und Beschreibungen. Zwei Teile liegen vor; jeder Teil kostet 3,20 M. —

### Musik.

Novitäten — daß Gott erbarm! Wie vielen Personen des Publikums sind die allermeisten Werke unserer Klassiker, so gut wie neu! Dies schon deshalb, weil es sich um eine große Menge von Werken handelt, mit der ja doch das Publikum schwerer bekannt wird, als mit den entsprechenden Mengen von Werken der bildenden und der dachtenden Kunst. Große Partien der Musikgeschichte harren so, oder harren noch vor kurzem eines Wiederersehens. Ganz besonders gilt dies von Georg Friedrich Händel (1685—1759), den Gerwinus

als den deutschen Shakespeare pries, als den ernstlichen tiefen Germanen gegenüber den angeblich mehr formell wirkenden und mehr südländischen anderen wie Bach, Haydn, Mozart, und dessen Wiedererweckung der gelehrte Ehrharter zu seiner opfervollen Lebensaufgabe gemacht hat. Während das allgemeine Wachstum des Interesses an Händel seine Vocalwerke, zumal seine Oratorien, bevorzugt, bleiben seine Instrumentalwerke dahinter zurück. Der schlimme Ausgabestand seiner Klavierstücke wurde erst kürzlich wieder beleuchtet. Verhältnismäßig am besten kommen noch seine verschiedenen Konzerte für Orchester mit etlichen Solo-Instrumenten weg, zum Teil gefördert durch die Herausgeber-Bemühungen Vogels. Analog zu einer ähnlichen Ausführung im vorigen Jahr hat jetzt Herr Weingartner im vierten Sinfonie-Konzert das D-moll-Konzert, mit zwei Violinen und einem Cello, zu Gehör gebracht. Händels schlichte Größe, in der Gesangscomposition eingeschränkt durch das Schürkelwesen der damaligen Mode, kommt dagegen in solchen Werken viel freier heraus und kommt uns hier bis etwa auf die durch Haydn gekennzeichnete Distanz nahe. Man komponierte damals gerne „concertant“, d. h. so, daß einzelne Instrumente führend hervortreten; allein es ist dies nicht die heutige Soloherrschaft — vielmehr gehen für jedes der so konzertierenden Instrumente die Selbstständigkeit einerseits und die Einbeziehung ins Ganze andererseits einen Bund ein, der für alles künstlerische — oder sagen wir led: auch für alles sociale Leben vorbildlich heißen darf. Die Herren Strauß, Dessau und Decker spielten dem auch in diesem Sinne; das Orchester war, nach der Probe zu urteilen, hier und im folgenden aufeinander so wenig vorbereitet, wie es nach Wagners hübscher Schilderung bei guten Kapellen eben geht: die Schwierigkeiten werden mit einem lächelnden Vertrauen auf den alten Ruhm der K.lichen Kapelle kurzweg überwunden.

Vizets Suite „Roma“, als „Erinnerungen an Rom“ ein des Romponisten Leben mannigfach durchziehendes Werk, dürfte in diesem Konzert, trotz seiner Bekanntheit in vielen anderen deutschen Städten, fast als Berliner Novität gelten. Eine Programmusik mit bester Art, mehr nur Stimmungsmusik, hervorragend durch die reiche, schöne Thematik, wie sie jetzt in derartigen Compositionen immer seltener wird. Siehe das Stück „Erinnerungen an Schubert“, so würde seine Verwandtschaft mit Schubertscher Art — freilich ohne Entlehnungen — wohl noch schärfer zu merken sein.

Herr Weingartner hatte an diesem Programm vorwiegend die für ihn passende elegante, nicht zu subtile Musik. Zum Schluß dirigierte er die „Apotheose des Tanzes“, d. i. Beethovens 7. Sinfonie. Daß manchmal der Blas- und Schlaglärm die stimmungsführenden Streicher übertönte — nun ja; daß aber der alte Irrtum hier wiederkehrte, das Allegretto als Adagio zu nehmen, dem Tanzcharakter der Sinfonie zum Trost und die ganz wesentlichen Schattierungen des Staccato im Hauptmotiv zu ignorieren, that wehe.

Diese Sinfonie-Konzerte unserer Operkapelle halten sich nach wie vor verhältnismäßig sehr vornehm. Geschieht ihnen also ganz recht, daß der sonst außerordentliche Andrang zu den Proben merklich nachläßt! Schon bei ein Agioten kurz vor Beginn seinen starken Vorrat zum Kaffeepreis an. Dazu trägt auch der größere Eindruck bei, den im Durchschnitt Gesangliches gegenüber Instrumentalem auf das Publikum macht. Frau Lili Lehmann, jedenfalls keine unvornehme Gesangskünstlerin, sah ihren dritten populären Abend (wie wir wegen eines Kollidierens mit einem Opernabend und berichten lassen mußten) ausverkauft. Er soll, reich an Wiederholungen und Zugaben, der interessanteste der bisherigen gewesen sein. Die Frau Lehmann ihre Stimme, auf Grund einer gediegenen Stimmbildung, schier unvergänglich konserviert, so ist auch ihre Bedeutung für unsere Musikpflege eine konservierende; Fortbildungen unseres Musiklebens müssen allerdings anderswo gesucht werden. —

sz.

### Kulturgeschichtliches.

k. Eine Rechtfertigung der Musik findet sich in einer Prozeßschrift vom Jahre 1846. Die ehrjame Gewandtschneiderzunft in Paderborn hatte einem jungen Mitbürger die Aufnahme verweigert, weil — sein Vater in der Jugend Musiker gewesen, seine Mutter aber eine Müllerstöchter sei. Vater und Sohn versicherten, daß der erstere gar nicht der Klasse der Pfeifer und Spielleute angehört habe, die anderen für Geld dienten; die ehrenvollsten Zeugnisse wurden beigebracht, vergebens, die stolzen Schneider blieben unbittlich. Es kam zu einer Klage, die bis zur dritten Instanz beim Reichskammergericht geführt wurde. Dort blieb sie liegen. Bezeichnend sind aber die Gründe, die zu Gunsten der Kläger in dem Prozeß geltend gemacht worden. Die „Neue Musik-Zeitung“ teilt davon folgende mit: „Die musica ist keineswegs verächtlich zu schätzen; viel weniger daß die Kinder, respectu parentum (hinsichtlich ihrer Eltern), dadurch infamiert und von christlichen Aemtern abgehalten sein sollten; angesehen, daß Kaiser, Könige und Fürsten die Musik in hoher Achtung haben, sich selbst darin exerzieren und andere mit trefflichem salariis dazu halten und bestellen, daß auch Gott und seine Heiligen in Kirchen und Kapellen durch die Musik fürnehmlich geehrt und die Gemüter zur Andacht bewegt werden — folgt ein lateinisches Citat aus Augustinus' Confessionen —; wie denn auch männiglich bekannt, daß die musica nicht allein für eine edle freie Kunst gehalten wird, sondern es haben auch die legislatores (Gesetzgeber) darauf groß Aufmerksamkeit gehabt. Aristoteles und Plato in

Ihren Büchern „De republica“ haben viele gute Sachen davon geschrieben. Auch Marcus Tullius sagt (im Original ist der Text Ciceros lateinisch gegeben): „Ich stimme dem Plato bei, daß nichts auf wilde wie auf milde Gemüter einen solchen Eindruck mache, wie der Klang der Musik, denn es ist kaum zu ermessen, wie stark sie nach beiden Seiten hin wirkt usw.“ Ueber das auch die Engel selbst sich der Musik gebrauchen, und ist aus heiliger Schrift bekannt, wie der König David vor der Arche Gottes auf der Harfen gespielt und musiciert habe, wie daraus zu ersehen, daß die musica überall geehrt und nicht für ein solch Wert zu achten sei, daraus infamia erfolge, oder dervwegen einer von christlichen Aemtern auszuschließen.“ —

### Medizinisches.

t. Ein merkwürdiger Fall von Vergiftung ist kürzlich in Liverpool vorgekommen. Fünf Arbeiterfrauen, die in der selben Stadtgegend wohnten, starben plötzlich kurz nacheinander unter Vergiftungserscheinungen. Die Nachforschung ergab, daß sie sämtlich an demselben Tage in einer Bude am St. Martins-Markte Salzfrische gekauft und nachher gegessen hatten. Professor Stewart vom Liverpool-College übernahm die bakteriologische Untersuchung der Leichen und stellte fest, daß die Vergiftung nicht durch Ptomaine (Leichengift), wie sie sich gelegentlich in toten Tieren bilden, sondern durch das Einbringen eines Bacillus verursacht worden war. Der Forscher ist der Ansicht, daß bei den meisten sogenannten Fleisch- und Wurstvergiftungen ein Bacillus die Hauptrolle spiele, der mit dem Typhusbacillus verwandt sei und einem in den Laboratorien schon lange unter dem Namen des „Kaninchen-Septikämie-Organismus“ bekannten Keim ganz ähnlich sei. Die durch ihn erzeugte Krankheit verlaufe meistens sehr schnell tödlich, könne aber auch fast genau die Erscheinungen des Typhus annehmen. Daraus sind schon viel Streifigkeiten mit Bezug auf verschiedene Fälle von Fleischvergiftung entstanden, ob nämlich die Krankheit auf eine teilweise Vergiftung oder nur auf einen Ausbruch von Typhus zurückzuführen sei. In Amerika machte vor einiger Zeit ein derartiges Ereignis viel von sich reden, wobei 40 bis 50 Gäste eines Hochzeitsmahles, die von einem Südnorfricasse gegessen hatten, von einer Krankheit befallen wurden, die bei den meisten als ein typischer Typhus auftrat. Es waren Klagen gegen den Gastgeber eingereicht worden, und die Sache war gerichtlich sehr schwer zu entscheiden, weil die Verteidigung geltend machte, daß es sich eben nicht um eine Vergiftung, sondern um einen epidemisch auftretenden Typhus gehandelt hätte. —

### Humoristisches.

— Nachbarskunt. „Sauber san S' heianand mit dem neuen Guat, Frau Sekretär. Wie's Ebnha nur des leid't! I red neamd nix schlecht's nach, des wissen S' eh. I wann alle Mittag nur an stinketen Hering fresien wollt' un an Thee trinka, nacha kumt i aa so aufdrahn, aber dazu san mir zu gebütdet.“ — (Simpl.)

— Ein egoistischer Vater. „Nun, was hat Ihr Herr Papa dazu gesagt, Fräulein Anale, daß ich beabsichtige, um Ihre Hand anzuhalten?“  
„Denken Sie sich nur, er meinte: wenn er Schulden bezahlen soll, will er sie wenigstens selbst gemacht haben!“ —

### Notizen.

— Johannes Weyer wird einen zweiten Vortrag über die „Entdeckung des orchestraalen Klavierklanges“ anfangs Januar, ebenfalls im Saale der Hochschule für Musik halten. —

— Wilhelm Kienzls „Evangelimann“ hat sich mit seiner kürzlich erfolgten Aufführung in Mainz die hundertundfünfzigste Bühne erobert. Die erste Aufführung des Werkes fand am 4. Mai 1896 im Berliner Opernhause statt. —

— In der Stadt Dioklea sind soeben reiche Schätze von Antiken gefunden worden. Nach dem „B. L.“ sollen an dieser Stelle um angedeute Ausgrabungen vorgenommen werden. —

— Ein Goethe-Schiller-Denkmal soll in San Francisco errichtet werden. —

— Für das große Kabel durch den Stillen Ocean, das von der Regierung der Vereinigten Staaten über die Hawaii-Inseln nach den Philippinen mit Zwischenstationen auf dem Midway-Insel und der Insel Guam in der Mariannen-Gruppe gelegt werden soll, sind die Voruntersuchungen durch umfangreiche Meereslotungen beendet worden. Wie verlanet, werden zwei Abweichungen von der geplanten Linie notwendig sein, da das Vorhandensein zweier unvorhergesehener Hindernisse festgestellt worden ist. Das eine besteht in einem untermeerischen Gebirge, das sich 13200 Fuß über die Durchschnittstiefe des Oceans erhebt und bis auf 82 Faden vom Meerespiegel gelegen aufragt. Das zweite Hindernis ist eines der tiefsten untermeerischen Thäler, die überhaupt bisher auf der Erde gefunden sind. Die Lotungen haben dort eine Tiefe von 29400 Fuß ergeben. —